

Julie Bondelis Hofstaat

Autor(en): **Wagner, Sigmund**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 50

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646908>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

seltenen Hummelart; bereits hat er daheim eine Sammlung von 36 Hummelvölkern — nach Bubenart hat er sie nächstlich samt ihrem Nest in ein Kästchen geborgen und in seinen Hummelstand eingeordnet. Mit einer wilden Jagdleidenschaft, die sich schier zur tragischen Selbstaufgabe steigert, lauert Peter auf die gelbe Königin. Hier war der Dichter auf dem Wege, eine wirkungsvolle Groteske zu schreiben. Daß er auf halbem Wege stehen blieb — er durfte ihn nicht zu Ende gehen des Rahmens wegen — beraubt seine beste Erzählung der reinen künstlerischen Wirkung. In diesem Zusammenhang ist sie zu phantastisch und grotesk; es fehlt das objektive Lächeln über die Bubenleidenschaft, es fehlt der künstlerische Schluß, der irgendwie das Hummelerlebnis hätte für den Charakter des Knaben fruchtbar machen sollen. Es fehlt auch den andern hier dargestellten Knabenerlebnissen die erlösende oder die Romanhandlung vertiefende Abrundung, während andererseits die Höhenpunkte bis ins Groteske gesteigert sind: so in „Sebulon“, der Erzählung vom riesenstarken, haßverbissenen Verdingbuben, so in „Die beiden Fremden“, wo der Geißelhieb unglaublich und der Schluß schwach wirken.

Alfred Fankhauser gehört unstreitig zu den geistvollsten und intelligentesten der heutigen schweizerischen Schriftsteller. Aber er scheint nicht die Kraft zu besitzen, sich von einer Subjektivität zu befreien, die ihn immer und immer wieder die Ziele der reinen hohen Kunst aus den Augen verlieren läßt, nämlich: Ideale zu pflanzen, innere Schönheiten aufzuzeigen und erstrebenswert zu machen.

Josef Reinhart, 's Mueterguet. Geschichten us myner Heimet: D'Mueter, Dr Heiwäg, 's Mueterguet, 's Fluchbethli und sy Buch. — Aus der Sammlung „Stab Bücherei“, Verlag von F. Reinhart, Basel. 135 S. Fr. 3.—.

Es kam mir kürzlich im Großratsaal, wo Josef Reinhart aus seinem neuesten Büchlein vorlas, wieder neu zum Bewußtsein, aus welch einem reichen und tiefen Vorn der Poesie dieser Dichter schöpft. Er las die Erzählung „'s Fluchbethli“ vor, in der das Eheproblem, von einer interessanten Seite her betrachtet, zur Darstellung kommt. So modern die Fragestellung anmutet: Soll ein Mensch, der nicht die Kraft zur Treue in sich fühlt, die Ehe schließen? — so apodiktisch streng, der Forderung des Sittengeiezes entsprechend, lautet die Antwort: er soll es nicht tun. Die Frauen — die mütterlichen Frauen — sind die Wächter und Schützer dieses Sittengesetzes. Bei Reinhart bekommen sie immer Recht, diese mütterlichen Frauen. Und zwar deshalb, weil sie die wahre und große Liebe in sich tragen, der sich auch der eigenwilligste Mann beugen muß. Beugen muß aus Achtung und Ueberzeugung, denn es ist diese Liebe das einzige Band, das unsere zerrissene und zersahrene Welt noch zusammen hält.

Das Urbild dieser Liebe, wie sie Josef Reinhart in den Mittelpunkt seiner Dichtervelt stellt, ist die Mutter — die eigene Mutter. Hat je ein Dichter seine Mutter so hoch gehalten, so bis ins kleinste hinein gekannt, so lebendig in der Seele getragen? Wir wüßten kein Beispiel in der Literatur. Reinhart wird nicht müde, ihr Lob zu singen; in allen seinen vielen Kindergeschichten steht sie im Zentrum des Fühlens. Und immer ist sie die Verkörperung des Wohlmeinens, der Dankbarkeit gegen Gott, der Versöhnlichkeit — mit einem Wort: der Liebe. Und nun faßt er all das Schöne, das er seiner Mutter schon nachgerühmt hat — nie sentimental oder prahlerisch, nein, immer wahr und tiefempfunden gestaltet — zusammen in einem Lebens- und Charakterbild: D'Mueter. „Es Andänte“ bekennet er schlicht; es ist mehr: eine Apotheose voll innigster Empfindung, mit pochendem Herzen geschrieben, mit leuchtenden Porten Augen erschaut. — Wir versagen uns die Beweisführung und die Zitate. Für die, die Reinharts Tiefe und Kraft kennen, ist sie nicht von nöten. Den andern rufen wir zu: Greift zu diesem herzigen Büchlein und lernt ihn kennen! Mühscht Euch das Bändchen unter den Weihnachtsbaum, es geht ein Liebessegen von ihm aus, der Euch erhebt und beglückt!

H. B.

Julie Bondelis Hofstaat*).

*) Aus „Novae Deliciae Urbis Bernae“ oder das goldene Zeitalter Berns v. Sigmund Wagner. („Neues Berner Taschenbuch“ 1916. Herg. Prof. Zeller.) Orthographie des Originals beibehalten. Man vergleiche die Besprechung des Brill Haller Vortrages im zweiten Blatt.

Den Winter brachte Julie Bondeli meistens mit kurzen Ausnahmen, die sie für Besuche bei ihren Verwandten oder Freundinnen in Neuchâtel machte, in Bern zu, wo sie von den ausgezeichnetesten älteren und jüngeren Damen der ersten Cotterien gesucht, besucht und täglich eingeladen wurde. Doch gehörte sie vorzüglich zu einer engern geschlossenen Societät von ungefähr ein Duzend Damen und Herren, wo nur die gebildetsten Herren von Bern als Mitglieder aufgenommen wurden. In dieser engern Societät wurden die Abende auf die unterhaltendste und mannigfaltigste oder verschiedenartigste Weise zugebracht. Bald war es die Lectur vorzüglich der neuesten kleinen Werke Voltaires oder des Königs von Preußen oder Montesquieus und Helvetius, Crebillons oder des einen oder andern Rousseaus die einen Theil der soirée ausführte, alldieweil Musik den andern beschloß. Andere male wurden kleine Proverben oft von der Gesellschaft selbst improvisirt gespielt oder einzelne Szenen aus Molière von einigen aufgeführt, alldieweil die andern die Zuschauer machten. Nicht selten ward Musik gemacht, von einem geschickten Klavier- oder Flötenspieler aus der Gesellschaft und von den andern dazu getanzt, selbst gesellschaftliche Witzspiele oder Pfänder: selbst Baurien, Plumpfuß und dergleichen wurden nicht verachtet, auch Karten, Schach, Brett, Damen und andere dergleichen jugendliche Spiele waren nicht verbannt. In guter Gesellschaft bleibt alles schicklich, Güte und geistreiche Unterhaltung waren jedoch immer das Fundament und der Grundton von allem. Auch das Theater, denn damals kam von Zeit zu Zeit im Winter die sehr gute Afermannsche Schauspielergesellschaft nach Bern, gewährte dieser Societät manchen genügenden Abend. Hatte einer der Herren oder eine der Damen selbst den Versuch eines Gedichtes oder irgend einer andern schriftstellerischen Arbeit gemacht, so ward dieselbe vom Verfasser dem freundschaftlichen Kreopagus vorgelesen mit der aufrichtigsten Bitte den Versuch so streng zu beurtheilen, wie wenn ein Advokat eine Arbeit von Ferron oder Pampignac vorlesen hörte.

Alles dieses, wovon alle übrigen mehr oder minder gebildeten Cotterien immer sogleich Nachricht erhielten, und nachzuahmen trachteten, belebte und erheiterte in kurzem alle Gesellschaften der Stadt und alle bedeutenden Fremden, die durch Bern reisten, suchten Zutritt in diese Societät zu erhalten und besonders der Seele derselben vorgestellt zu werden. Diese allgemeine Verehrung der jungen bernischen Aspasia brachte ihre Gesellschaft eines Tages auf den Gedanken, ihr zu Ehren aber ganz ohne ihr Wissen die alte Sitte der galanten provenzalischen Cour d'amour in Bern wieder einzuführen. Insegeheim wurde ihr also aus den Gliedern der Societät ein Hofstaat gebildet und sie zur Königin ernannt. Einer der Herren ward zu ihrem Premier Minister, ein anderer zu ihrem Hofmarschall, ein dritter zum Staatskanzler, ein jüngerer zum Geheimschreiber und zum Introdacteur des Strangers, eine Dame zur Hofmarschallin, eine andere zur ersten Hofdame, eine zur Lectrice und so weiter ernannt und Diplome für alle diese Aemter ausgefertigt.

Als ihr eines Abends in gesellener vollständiger Societät, von zwei eigens hiezu erwählten Deputirten, dem ältesten und jüngsten von der Gesellschaft und zwei Damen ebenso, das zierlich in goldner Schrift expedirte Instrument ihrer Erwählung zur Königin und die übrigen Diplome zu den Aemtern ihres Hofstaats zur Besiegung vorgelegt wurden; so nahm sie die Sache obgleich dazu ganz unvorbereitet auf die geistreichste und unternehmendste Art als einen freundschaftlichen und wohlbedachten Scherz, portirte sich dazu auf die gefälligste Art, befaß sogleich ihrem Kanzler jedem Amt einen schönen Titel einer herrschaftlichen Bestimmung und ein anständiges reichliches Einkommen beizulegen und theilte dann selbst alle Diplome mit einer komischen und doch äußerst graziösen Feierlichkeit unter sämtliche ihrer Hofbeamten aus, derselben Handfuß mit den feinsten Komplimenten an jeden annehmend. Wie war aber eine Regierung sanfter und doch befolgt als die ihrige, auf eine so volkstümliche Art eingesetzt.